

**Richard Klein (2006).
*My Name Is Nothin'. Bob Dylan: Nicht Pop, nicht Kunst***

Rezension von Christian Bielefeldt

Wenn Philosophen, die sich bislang mit Studien zu Adorno, Heidegger und Wagner hervorgetan haben, plötzlich über Popmusik publizieren, müssen sie mit manchem rechnen. Ein höfliches Stirnrunzeln der Insider, ob Fan, Kritiker oder Popmusikologe, gehört fraglos dazu, steht die philosophische Bemühung um das Populäre doch nicht unbegründet unter dem Verdacht, entweder elegant über letztlich nicht ernst Genommenes zu sprechen oder aber auf die Einholung ihres Gegenstands in den Bereich des Komplexen, Hintergründigen und Kunsthaften – und damit am Populären selbst vorbei – zu zielen. Zu den zahlreichen Büchern, die anlässlich des 65. Geburtstags von Bob Dylan auf den Markt kamen, gehört auch die knapp 400 Seiten umfassende Monographie von Richard Klein, die in der beachtlichen Fülle biographisch-anekdotischer Dylan-Literatur durch ihren dezidiert akademischen Ansatz und Anspruch auffällt. Im Gegensatz zu den meisten anderen Publikationen orientiert sie sich nur am Rande an lebensgeschichtlichen Umständen und schreitet die einschlägigen Stationen der Dylanschen Karriere stattdessen konsequent am »Werk« ab. Zu ihm rechnet Klein nicht nur die offiziellen Alben und Bootleg-Series-Veröffentlichungen, sondern auch verschiedenste, teils private Konzertmitschnitte – eine Entscheidung, die dem Charakter des Dylanschen Oeuvres zwischen den Polen phonographischer Objektivierung und Praktiken der Live-(Re-)Aktualisierung entspricht. All diese Musik wird im Hauptteil des Buchs chronologisch kommentiert und interpretiert – interessant hier vor allem die von Klein gegen die vorherrschende Meinung als künstlerischer Höhepunkt gefeierte Gospelphase ab 1979 – sowie am Schluss mit einer ausführlichen ästhetisch-theoretischen Einordnung unterzogen. Ein umfangreiches Namensregister macht das Ganze auch für die Suche nach einzelnen Detailzusammenhängen gut handhabbar.

Klein pflegt eine vergleichsweise schwierige, wenngleich gewandte und bilderreiche Sprache mit eher erfindungsreicher als fachwissenschaftlicher Terminologie, die ihren Gegenstand zugleich derart in abstrakte philosophische Horizonte einspannt, dass sie den meisten Dylan-Anhängern den Schweiß auf die Stirne treiben oder sie dazu verleiten dürfte, das Buch entnervt aus der Hand zu legen; eine Sprache schließlich, die auch weit vom

saloppen Tonfall vieler wissenschaftlicher Popmusik-Publikationen entfernt ist. Klein erklärt Bob Dylan, den vorgeblichen Helden des gesellschaftspolitischen Aufbruchs der 1960er Jahre und späteren »Rock-Solitär«, ausdrücklich zur Ausnahme in der Popszene; er muss dies tun, um seine Exkursionen zur Musik, den Songtexten und, dies vor allem, zur Stimme Bob Dylans auf entsprechendem Niveau leisten zu können – dieser merkwürdigen, mal kojothenhaft bellenden, dann wieder entrückt oder passioniert leuchtenden Stimme, die zugleich eine unverwechselbare, biographisch gezeichnete Signatur und eine vielgestaltige Sammlung stimmlicher Masken ist, die sich der Sänger überstreift und anverwandelt. »Wäre das anders, gäbe es dieses Buch nicht«, macht Klein klar. Entsprechend werden Dylans Songs als populäre Musik mit Kunstanspruch gewertet, deren Texte manchmal am besten »am Tisch zu lesen« seien (wenn auch keineswegs allein das). Und auch die Figur des vom schlichten Fan missverstandenen Großkünstlers fehlt nicht. Das klingt bekannt und nach den üblichen Komplexitätzuschreibungen, wo Pop dann gut ist, wenn er kein Pop mehr ist.

Allerdings, und das macht den Unterschied, ist es für Klein damit überhaupt nicht getan. Zwar heißt es im siebten Kapitel dezidiert, Dylan habe »ein Niveau an Reflexivität, Darstellung und geschichtlichem Gedächtnis entwickelt, das über den Popbereich im engeren Sinne weit hinausführt«. Die Entwicklung eines komplexen Verhältnisses zur Tradition des so genannten »anderen Amerikas«, die Dylans Songs faktisch weniger rekonstruieren als erfinden und damit utopiefähig machen, gehört für Klein zu den großen Leistungen des Songwriters, mit denen er sich nicht zuletzt auch das künstlerische Aufleben nach den krisengeschüttelten 1980er Jahren erkämpft. Dennoch geht es Klein nicht um Dylans Verkunstung und schon gar nicht um eine möglicherweise literarische Qualität der Texte als solcher – dass sich Dylans Musik für sich betrachtet samt ihrer Brüche und Stilwechsel im Dunstkreis von Blues und Folk bewegt und dabei kaum irgendwelcher avantgardistischer Ambitionen verdächtigt werden kann, muss erst gar nicht diskutiert werden. Dylan ist nicht Kunst, nicht Pop, der Titel ist kein Bonmot, sondern Kleins Programm und nach der Lektüre des Buchs höchstens durch den Zusatz zu ergänzen: und doch beides. Und wenn Dylan zuletzt mehrfach für den Literatur-Nobelpreis vorgeschlagen wurde, so ist das schlicht ein Missverständnis. Die Schriftbezogenheit seiner Songtexte – Dylans intensives Studium wichtiger Lyriker des 19. und 20. Jahrhunderts ist keine Neuigkeit – und die Tatsache, dass sich manche erst bei genauem Lesen erschließen, verweist vielmehr, so Kleins Hauptthese, auf ein fundamentales ästhetisches Prinzip Dylans: die Arbeit mit der Eigensinnigkeit und -wertigkeit des sprachlichen wie des musikalischen Materials. Songtexte und Musik korres-

pondieren miteinander und gehen dennoch oft getrennte Wege, jedenfalls so gut wie nie einfach ineinander oder gar in einer politischen Botschaft auf. Erst im Zusammenspiel von Musik und Poesie entsteht die Spannung zwischen Autonomie und Darstellungsleistung, die Klein als das Avantgarde-Moment vieler Dylan-Songs begreift: die Gleichzeitigkeit von geschichtlich-politischer Positionierung und artistischem Spiel mit Sprache und Sound, welche die Erwartungen des Fan-Publikums immer wieder unterläuft und, wie im Fall des »skandalösen« Übertritts zum elektrischen Rock 1965 oder des religiösen Sendungsbewusstseins der Gospel-Alben dreizehn Jahre später, nicht selten auch schockiert. Schon in den frühen 1960ern klangen Dylans Songs Klein zufolge anders als alles, was die Folk-Szene vor ihm kannte: Teilweise verrätselt in schwer verständlichen Versen und von einer Stimme präsentiert, die statt einfacher Empathie ein Moment der Ferne, des Sich-Versteckens und Sich-Verweigerns enthielt.

Dieses Prinzip einer Avantgarde mit den Mitteln von unten zieht sich, wie Klein in einem chronologischen Aufriss zeigt, in unterschiedlichen Schattierungen durch die Jahrzehnte von 1960 bis 2005, vom jungen Dylan über den mittleren, schwankenden bis hin zum alten Helden der so genannten Neverending Tour. Und es hat hörbare Konsequenzen bis heute, zum Beispiel im kritischen Umgang mit den eigenen alten Liedern. Dylan unterwirft sie in den Konzerten der letzten Jahre teils radikalen Umschriften – nicht immer erfolgreich, nie aber ohne den Traditionston dabei trotz allem immer wieder aufzunehmen.

»You're not hearing anything else but words and sounds. You can take it or leave it. If there's something you disagree with, that's great. I'm sick of people asking: ›What does it mean?‹ It means nothing.« Unter anderem mit diesem von Robert Shelton überlieferten Statement aus dem Jahr 1966 wehrte sich Bob Dylan gegen die Engstirnigkeit, mit der seine Songs häufig als bloße Befreiungsrhetorik ausgelegt wurden. Es ist nicht das geringste Verdienst von Kleins Buch, dass es diesen und andere Selbst-Kommentare nicht unmittelbar für bare Münze nimmt, sondern kritisch sichtet und als das liest, was sie bei diesem Songwriter zumindest auch waren: Versuche der Behauptung eines persönlichen und zugleich künstlerischen Widerstandsraumes, welcher Dylan als der Lichtfigur des gesellschaftlichen Aufbruchs und Widerstands der 1960er Jahre paradoxerweise selbst kaum noch zugestanden wurde. Es sollte Dylan selbst am wenigsten überraschen, so Kleins Pointe, dass er, der diese Figur der Verweigerung gegenüber den eigenen Fans über die Jahre kultivierte, von seiner Gefolgschaft umso hingebungsvoller verehrt und als Held der Verweigerung vereinnahmt worden ist.

Was Kleins Buch betrifft, so möchte ich es gerade aufgrund seines glas-
hart geisteswissenschaftlichen Tones, den es bis zum Schluss durchhält, zur
Lektüre empfehlen. Wie und auf welche Weise hier jemand seinen popkul-
turellen Gegenstand ästhetisch ernst nimmt, hält so mancher Pop-Schreibe
den Spiegel vor und belegt, wie erfolgreich philosophisch-hermeneutische
Zugangsweisen zur Populärkultur sein können. Und vielleicht sogar noch
weitergehender: dass es nämlich solcher Analysen unbedingt bedarf, um zu
befriedigenden Aussagen über Popmusik, zumindest aber über solche Musik,
die in der alten Dichotomie von Kunst und Pop nicht aufgeht, zu gelangen –
wenn sie denn – wie die Lieder Bob Dylans und wie dieses Buch von Richard
Klein – gleichzeitig selber mit sozialgeschichtlichen Reflexionen verwoben
und von diesen informiert sind.

Klein, Richard (2006). *My Name Is Nothin'. Bob Dylan: Nicht Pop, nicht Kunst*. Ber-
lin: Lukas (396 S., 24,90 €).